

Jörg Peltzer

Lernorte verknüpfen

Wege der Kooperation zwischen Schule, Universität, Museen und anderen außerschulischen Lernorten

Zusammenfassung. Basierend auf Praxiserfahrungen stellt dieser Beitrag drei Möglichkeiten der Kooperation zwischen Schule, Universität, Museen und anderen außerschulischen Lernorten vor, die die zukünftige Vorbereitung solcher Zusammenarbeit erleichtern sollen: Die Tagesveranstaltung, die Projektwoche(n) und die sich über einen längeren Zeitraum hinweg erstreckende und regelmäßig praktizierte gemeinsame Projektarbeit. Da Tagesveranstaltung und Projektwoche(n) in der Schulpraxis bereits gut etabliert sind, werden die Ausführungen dazu knapp gehalten. Das dritte, in der Praxis bislang eher selten durchgeführte Format wird ausführlich dargestellt. Prinzipiell ist keines dieser Formate auf eine bilaterale Zusammenarbeit beschränkt, wobei die Vorteile von multilateralen gegenüber bilateralen Kooperationen zunehmen, je langfristiger das Projekt angelegt ist.

Schlüsselwörter. Schule, Universitäten, Museen, Außerschulische Lernorte, Kooperation, Modelle

Connecting places of learning

Paths of cooperation between school, university, museums and other out-of-school contexts of learning

Abstract. This paper presents three forms of cooperation between school, university, museums, and other out-of-school contexts of learning, which can be helpful for future preparations of such cooperation: the one-day events, the project week(s), and the cooperative project that partners engage in regularly over a longer period of time. Since one-day events and project week(s)

are already fairly well established in school praxis, these will only be sketched briefly here while the focus is on the third, less frequently executed format. In general, none of these formats is reduced to bilateral cooperation; however, the advantages of multilateral over bilateral cooperations increase in long-term projects.

Keywords. School, university, museum, out-of-school contexts of learning, cooperation, models

Neben der Schule als dem zentralen und einzig verpflichtenden Lernort für Schüler*innen gibt es zahlreiche weitere Lernorte, die eine große Varianz an Bildungsinhalten anbieten. Museen, Weltkulturerbe- oder Gedenkstätten, um nur ein paar klassische Beispiele zu nennen, offerieren ein reiches Angebot, im Bildungsplan bereits verankerte Themen zu vertiefen oder ganz neue Themenfelder zu erschließen. Das gilt auch für die Universitäten, die mit ihren Fachleuten und Sammlungen (lebenswissenschaftlich, naturwissenschaftlich, geisteswissenschaftlich) über ein umfangreiches und vielfältiges Bildungsangebot verfügen. Die Vorteile einer Zusammenarbeit zwischen der Schule und außerschulischen Lernorten sind seit langem bekannt. Es genügt deshalb, sie an dieser Stelle knapp zu rekapitulieren: Im Austausch mit den Expert*innen der außerschulischen Lernorte lassen sich Themen einführen oder intensivieren, je nachdem wie stark diese im Lehrplan verankert sind. Gemeinsame Projekte können darüber hinaus zu neuen Lehr-Lernsituationen führen, welche die im Schulalltag eingeschliffenen Verhaltensweisen neu gestalten und in der Folge sich positiv auf die schulischen Unterrichtssituationen auswirken können. Für die außerschulischen Lernorte und ihre Expert*innen wiederum eröffnen die Kooperationen die Möglichkeit, als Multiplikatoren ihres Wissens zu wirken und das Interesse der Schüler*innen für die entsprechenden Berufsfelder zu generieren sowie wichtige Rückmeldungen auf die Wirksamkeit der eigenen Vermittlungskonzepte zu erhalten.

Das klassische, vielfach bewährte Design einer solchen Kooperation ist bilateral, das heißt es besteht zwischen einer Schule und einem außerschulischen Lernort. Erweitert man dieses Design um einen oder mehrere Partner, so erhöht sich zwar der Koordinationsaufwand, dafür ergeben sich aber auch neue Wege des Wissensaustauschs und zusätzliche Lehr-Lernkonstellationen. Das betrifft dann nicht nur das Verhältnis Schule – außerschulischer Lernort, sondern auch das Verhältnis bzw. die Verhältnisse zwischen den beteiligten Lernorten. Das folgende Schaubild verdeutlicht dies anhand einer trilateralen Kooperation zwischen Schule, Universität und einem weiteren außerschulischen Lernort.

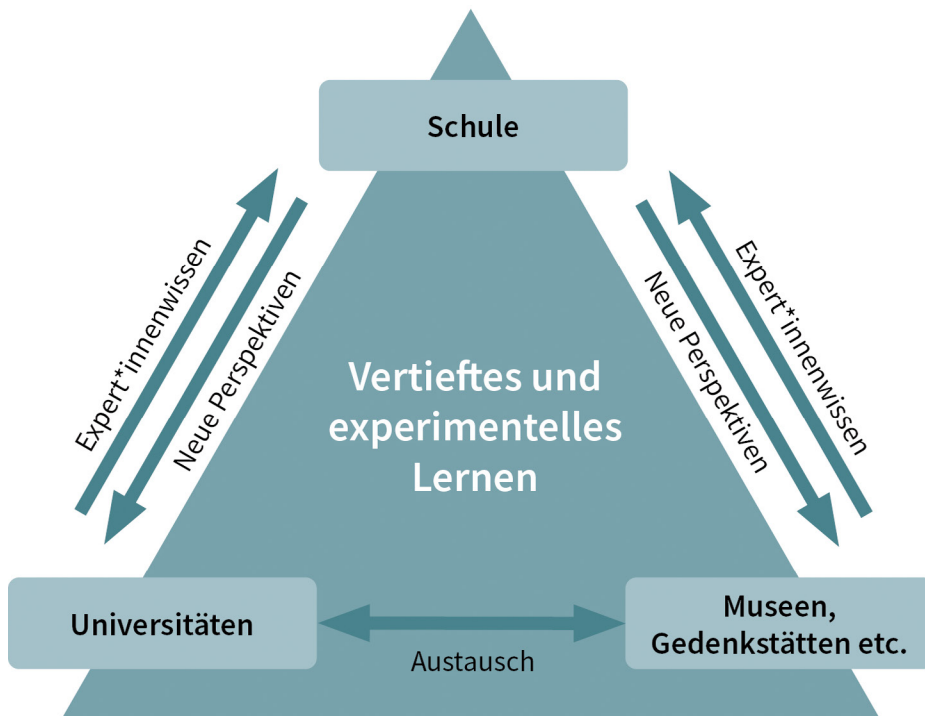


Abb.: Austauschprozesse bei Kooperationen zwischen Schule(n), Universität(en) und außerschulischen Lernorten.

In diesem Beitrag werden drei sich vor allem in Dauer und Intensität unterscheidende Formate skizziert, wie der Wissensaustausch zwischen Schule und außerschulischen Lernorten in die Praxis umgesetzt werden kann: Die Tagesveranstaltung, die Projektwoche(n) und die sich über einen längeren Zeitraum hinweg erstreckende und regelmäßig praktizierte gemeinsame Projektarbeit. Prinzipiell ist keines dieser Formate auf eine bilaterale Zusammenarbeit beschränkt, wobei die Vorteile von multilateralen gegenüber bilateralen Kooperationen zunehmen, je langfristiger das Projekt angelegt ist. Da Tagesveranstaltung und Projektwoche(n) in der Schulpraxis bereits gut etabliert sind, werden hier die Ausführungen dazu knapp gehalten. Das dritte, in der Praxis bislang eher selten durchgeführte Format wird ausführlich dargestellt. Welche Konsequenzen und Perspektiven sich aus den Erfahrungen mit einer solchen Projektarbeit für die Gestaltung der Rahmenbedingungen an Schulen und Universitäten sowie für die Rolle der Universitäten bei der Weiterbildung von Lehrer*innen ergeben, thematisiert das Fazit in der gebotenen Kürze.

Die Ausführungen basieren auf zwei eng miteinander verknüpften Projekten. Das erste ist das im Rahmen des Programms ‚Denkwerk‘ der Robert-Bosch-Stiftung zwischen Juli 2014 und September 2016 durchgeführte Projekt ‚Denkwerk Mittelalter: Schüler erforschen gesellschaftlichen Wandel im Mittelalter‘. Daran beteiligt waren das Carl-Benz-Gymnasium Ladenburg, das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium Heidelberg, das Lobdengau-Museum der Stadt Ladenburg sowie die Universität Heidelberg. Das Design und die Erfahrungen dieses Projekts wurden bereits in einem Blogbeitrag näher beschrieben (Peltzer 2016). Aus dieser Unternehmung heraus entstand das Bedürfnis, die Möglichkeiten der Kooperation zwischen Schulen und außerschulischen Lernorten systematischer zu erarbeiten. Dazu fand unter anderem ein Workshop mit Lehrer*innen, Vertreter*innen des damaligen Staatlichen Seminars für Didaktik und Lehrerbildung Heidelberg, Leitern von Museen, und Hochschullehrer*innen statt. Die Ergebnisse mündeten in eine Handreichung, die zukünftige Kooperationen vereinfachen soll und die über die Website der Heidelberg School of Education abrufbar ist (Peltzer 2020). Inhalte des Blogs wie der Handreichung werden – ohne sie freilich zu ersetzen – an dieser Stelle zusammengeführt und um einige weiterführende Bemerkungen ergänzt.

Formate der Kooperation

Die ersten Schritte zu einer erfolgreichen Kooperation sind so trivial wie zentral. Der die Initiative ergreifende Partner muss sich mit Hilfe der Leitfrage ‚Was will ich mit der Kooperation erreichen?‘ über seine Ziele im Klaren sein. Denn die Zielsetzung bestimmt maßgeblich die Wahl des Formats. Ist die Erarbeitung komplexer Inhalte das Ziel, lässt sich dies durch eine Tagesveranstaltung kaum erreichen, eine Einführung in eine bestimmte Thematik hingegen sehr wohl. Darüber hinaus definiert die Zielsetzung die Suche nach dem oder den Kooperationspartnern. In diesem Zusammenhang ist ein zweiter Aspekt von großer Bedeutung für das Gelingen des Projekts: Die Projektpartner müssen deutlich ihre jeweiligen Rahmenbedingungen kommunizieren und sich der zeitlichen, inhaltlichen, räumlichen und gegebenenfalls auch finanziellen Möglichkeiten vergewissern. Möglicherweise ergibt sich daraus eine Anpassung des Formats der Kooperation. Drittens ist schließlich ein ausreichender zeitlicher Planungsvorlauf zu berücksichtigen. Dies gilt insbesondere für längerfristig angelegte Projekte.

I Die Tagesveranstaltung

Dieses Format, das je nach Ausgestaltung zwischen zwei Stunden und einem Tag dauert, lässt sich vergleichsweise einfach in den Schulalltag integrieren und ist grundsätzlich für alle Altersklassen denkbar. Es eignet sich besonders für Expertenvorträge, Paneldiskussionen oder den Besuch eines Lernorts, um erste Eindrücke zu einem Thema zu vermitteln oder bestimmte, im Unterricht behandelte Phänomene zu vertiefen. Steht mehr Zeit zur Verfügung, kann dieses Format auf mehrere Sitzungen erweitert werden, sei es beispielsweise um verschiedene Experten einzuladen oder unterschiedliche Lernorte zu besuchen. Wenngleich dieses an den Schulen weithin praktizierte Format sehr gut geeignet ist, das Interesse der Schüler*innen für einzelne Themen zu wecken bzw. zu stärken, so bietet es doch nur wenig Raum für nachhaltiges Lernen und keine Möglichkeiten, eingespielte Lehr-Lernsituationen aufzubrechen.

II Projektwoche(n)

Ist das primäre Ziel, Themen mit den Schuler*innen zu erarbeiten, sie aktiver in die Kooperation einzubeziehen und so einen nachhaltigeren Lerneffekt zu erreichen, ohne dabei die Beteiligten längerfristig zu binden, bietet sich das Format der ebenfalls vielerorts bereits praktizierten Projektwoche(n) an. Ihr Umfang beträgt eine, maximal zwei Wochen. Alternativ können schulbegleitende Blöcke von jeweils maximal zwei Tagen, auch in Form von Wochenendpaketen, sinnvoll sein (vgl. z. B. Wohnig 2016). Dies gilt vor allem dann, wenn Rückmeldungen der Schüler*innen für die weitere Entwicklung des Projekts aufgenommen und die außerschulischen Partner kontinuierlich involviert werden sollen. Für letztere kann die Bereitstellung von Personal und Räumlichkeiten über eine oder gar zwei Wochen hinweg eine zu große Herausforderung bedeuten. Außerdem ist zu bedenken, dass das Personal der außerschulischen Lernorte keine Gelegenheit hat, sich über längere Zeit mit den spezifischen Anforderungen der Schüler*innen vertraut zu machen. Die Aktivitäten der Fachleute müssen deshalb vorher genau abgestimmt werden. In jedem Fall ist es ratsam, einen außerschulischen Lernort in der Nähe der Schule zu finden, um den logistischen Aufwand für beide Seiten überschaubar zu halten. Für eine erfolgreiche Projektarbeit ist es schließlich hilfreich, als Ziel ein vorzeigbares Ergebnis zu vereinbaren, beispielsweise als Präsentation vor der Schulöffentlichkeit.

III Der Intensivkurs

Dieses Format zielt auf eine regelmäßige, wenigstens in zweiwöchigem Rhythmus zu jeweils zwei Stunden und mindestens über ein halbes, idealerweise aber ganzes Schuljahr durchgeführte Projektarbeit. In den Schulablauf lässt sich dies entweder über eine AG oder am Gymnasium auch über einen Seminarkurs integrieren. Die AG bietet mindestens zwei Vorteile: Erstens beruht sie auf Freiwilligkeit, die Projektdurchführenden können also grundsätzlich von einer höheren Ausgangsmotivation der Teilnehmer*innen ausgehen. Zweitens steht sie Schüler*innen verschiedener Altersstufen offen. Dies kann, wie im Projekt ‚Denkwerk Mittelalter‘, auch dazu führen, dass die Jüngeren von den Älteren lernen bzw. dass die Älteren dazu angehalten sind, die Jüngeren mitzunehmen. Der Nachteil einer AG liegt in der möglichen Fluktuation der Teilnehmer*innen, deren eventuelles Ausscheiden im Lauf des Projekts für die Arbeitsabläufe einzukalkulieren ist. Der Seminarkurs an den Gymnasien ist aus organisatorischer Sicht die ideale Lösung, da er dem Projekt einen festen Platz im Stundenplan verschafft und eine bestimmte Anzahl von Teilnehmer*innen über die gesamte Laufzeit garantiert. Kritischer hingegen ist das Einfließen der Projektarbeit in die Bewertung der Schüler*innen zu sehen. Es mag zwar für eine gewisse Grundmotivation sorgen, ist insgesamt aber nachteilig zu bewerten, sinken doch so die Chancen erheblich, die eingespielten Lehr-Lernsituationen des Schulalltags aufzubrechen. Auch dürfte die individuelle Notengebung eine zusätzliche Herausforderung für die produktive Gemeinschaftsarbeit darstellen.

Die langfristige Kooperation erfordert die räumliche Nähe der Partner, die im Idealfall am gleichen Ort ansässig sein sollten, so dass gerade für die Schüler*innen keine nennenswerten zusätzlichen Wege entstehen. Im Projekt ‚Denkwerk Mittelalter‘ erwies sich bereits die Distanz von etwa 20 km zwischen Heidelberg, dem Ort der federführenden Universität und eines der beiden beteiligten Gymnasien, sowie Ladenburg, dem Ort des anderen beteiligten Gymnasiums und des Museums, dem zweiten außerschulischen Lernort, als ein nur mit erheblichem Aufwand zu überwindendes logistisches Hindernis.

Die Organisationsform des Intensivkurses empfiehlt sich besonders, wenn eine hohe Nachhaltigkeit des Lerneffekts bei den Schüler*innen angestrebt ist, die Gestaltung neuer Lehr-Lernsituationen mit möglicher positiver Rückkopplung auf den Unterricht gewünscht wird und die außerschulischen Kooperationspartner von fundierten Rückmeldungen zu ihren eigenen Vermittlungskonzepten profitieren wollen. Die längerfristige Ausrichtung ermöglicht einen gezielten Aufbau des Kurses mit ausreichend Zeit für die Erarbeitung von Grundlagen, darunter gegebenenfalls auch Methoden und Techniken wissenschaftlichen Arbeitens,

Phasen intensiver Reflexion und schließlich eine öffentliche Präsentation der Ergebnisse. Dieser letzte Punkt, das hat das Projekt ‚Denkwerk Mittelalter‘ sehr deutlich gemacht, ist als gemeinsam vereinbartes Ziel zentral, um den Spannungsbogen über das gesamte Schuljahr aufrechtzuerhalten – das gilt für Schüler*innen und Lehrer*innen genauso wie für die Vertreter*innen der außerschulischen Lernorte. Die Arbeit im Denkwerkprojekt hat ebenfalls die Bedeutung des längeren Zeithorizonts für die Abstimmung zwischen den Partnern unterstrichen. Ganz anders als im Tageskurs oder auch in den Projektwochen, bietet der Intensivkurs die Möglichkeit, sich aufeinander einzustellen, eine gemeinsame Sprache zu finden und gegebenenfalls Veränderungen im Ablauf vorzunehmen. Diese Chance der didaktischen Anpassung erhöht den Lerneffekt für alle Teilnehmenden signifikant. Schließlich bietet der Intensivkurs, wie im Denkwerkprojekt praktiziert, sogar den Raum, in Kooperation mit Museen und Universität kleinere Ausstellungen zu konzipieren und zu realisieren.

Ausstellungen sind nicht nur inhaltlich eine sehr reizvolle Aufgabe und bieten den beteiligten Institutionen eine sehr gute Plattform für effektive Öffentlichkeitsarbeit, sondern besitzen auch eine Reihe von didaktischen Chancen. Im Projekt ‚Denkwerk Mittelalter‘ hatten die Schüler*innen die Aufgabe, eine Ausstellung zu einem vorgegebenen Rahmenthema zu konzipieren, die entsprechenden Ausstellungstücke zu identifizieren, zu beschreiben und schließlich anzuordnen. Bei diesen Tätigkeiten haben Wissenschaftler, Museumsleute, Studierende und ihre Lehrer*innen sie begleitet und gegebenenfalls unterstützt. Die jeweiligen Entscheidungen allerdings mussten die Schüler*innen selbst treffen. Sie machten dabei die Erfahrung, dass ein weiter Weg von der ersten Begegnung mit dem Objekt bis zu seiner Präsentation liegt. Sie lernten, dass die immer wieder notwendigen Korrekturen an der Raum- oder Textgestaltung keine Kritik an der jeweils verantwortlichen Person bedeutet, sondern Teil des Arbeitsprozesses sind. Das galt auch für die Praxis der Entscheidungsfindung. Die Schüler*innen mussten in der Gruppe das exakte Thema der Ausstellung wählen, sie waren also genötigt und motiviert, in den Diskurs einzutreten, ihre Ansichten zu vertreten und durchzusetzen, ohne andere zu übergehen oder gar zu verletzen.

Eine wichtige Voraussetzung für den Erfolg eines so langfristig angelegten Projekts ist die klare Rollenverteilung und die angemessene Verzahnung von asymmetrischer und symmetrischer Organisationsstruktur. Die asymmetrische Struktur schlägt sich in der Projektleitung nieder, das heißt, einer der Partner gibt, selbstverständlich in Absprache mit den anderen, den Rhythmus der Kooperation vor. Das symmetrische Element bestimmt dann die Arbeitspraxis, in der jedem Partner der gleiche Stellenwert zukommt und die Kompetenz für den jeweiligen Bereich unbestritten bleibt. Nur so ist es gewährleistet, dass sich die Beteiligten

aufeinander einlassen und damit die Basis für neue Lehr-Lernsituationen für alle schaffen. Um wiederum das Projekt ‚Denkwerk Mittelalter‘ als konkretes Beispiel heranzuziehen: Hier gab es unterschiedliche Begegnungsszenarien. Sitzungen, in denen alle Beteiligten gemeinsam arbeiteten, wechselten sich mit solchen ab, in denen die Schüler*innen entweder nur mit den Wissenschaftlern, den Museumsleuten oder den Lehrer*innen arbeiteten. Während der Verlaufsplan des Projekts verbindlich für alle war, lag es in der Verantwortung der Partner, ihre jeweiligen Einheiten zu strukturieren. Analog dazu gab es in den gemeinsamen Sitzungen unterschiedliche Arbeitsschritte, für die die jeweiligen Partner verantwortlich waren bzw. die Verantwortung übernahmen. Während die Wissenschaftler den inhaltlichen Rahmen setzten und die Museumsleute die praktischen Bedingungen erläuterten, begleiteten die Lehrer*innen die Schüler*innen nicht nur bei der konkreten Arbeit, sondern ‚übersetzten‘ auch gelegentlich zwischen Schüler*innen und den übrigen Projektpartnern. Die Schüler*innen wiederum machten mit ihren Ausstellungskonzepten Wissenschaftlern wie Museumsleuten deutlich, welche Fragen sie eigentlich interessierten und wie sie diese ihren Altersgenossen erklären würden. So nahm letztlich jede*r einzelne Teilnehmer*in je nach Situation die Rolle des Lehrenden und Lernenden ein.

Der Intensivkurs bietet im Vergleich zu den beiden anderen Formaten ein sehr viel größeres Potenzial, geht aber mit einem deutlich höheren organisatorischen und in der Regel auch materiellen Aufwand einher. Bei den Planungen sind die Termine frühzeitig aufeinander abzustimmen und es ist zu klären, zu welchen Zeitpunkten in der Schule und zu welchen am außerschulischen Lernort gearbeitet wird. Im Rahmen des Projekts ‚Denkwerk-Mittelalter‘ hat sich gezeigt, dass möglichst früh mit den praktischen Arbeiten am außerschulischen Lernort begonnen werden sollte – schließlich ist dies in der Regel ein Hauptmotivationsfaktor für die Teilnahme der Schüler*innen. Nach Möglichkeit sind deshalb die einführenden Veranstaltungen auf ein Minimum zu begrenzen. Es empfiehlt sich ebenfalls, regelmäßige Sitzungen abzuhalten, bei denen alle Beteiligten Rückmeldungen sammeln und reflektieren können. Dies trägt nicht nur dazu bei, die Schüler*innen in ihrer Rolle als gleichwertige Partner zu stärken, sondern hilft den Kooperationspartnern, die in der Regel über nur eingeschränkte Erfahrung im Umgang mit Schüler*innen verfügen, die richtige Tonlage zu finden.

Im Hinblick auf die Projektpartner ist frühzeitig zu klären, wie deren Personal in die Projektarbeit eingebunden wird. In der Zusammenarbeit mit Museen ist gerade bei größeren Häusern ein Vorlauf von mindestens einem Jahr erforderlich, damit sie die entsprechenden Planungen treffen können. Dies betrifft nicht nur die Bereitstellung von Mitarbeiter*innen, Materialien und Räumlichkeiten, sondern vor allem die Integration der Schülersausstellung in das Programm des

Museums. Folglich muss an den Schulen die inhaltliche Organisation einer AG oder eines Seminarkurses ein Jahr zuvor beginnen, noch ohne die teilnehmenden Schüler*innen zu kennen. Eine entsprechend intensive Bewerbung der AG/ des Seminarkurses ist deshalb angeraten, damit sich genügend Teilnehmer*innen finden. Das gilt insbesondere für das erste Jahr, wenn das Format an den Schulen noch unbekannt ist. Dann aber, so die Erfahrung aus dem Projekt ‚Denkwerk Mittelalter‘, generiert ein erfolgreich verlaufenes erstes Jahr fast von alleine die Nachfrage unter den Schüler*innen im nächsten Schuljahr. Hinsichtlich der außerschulischen Kooperationspartner empfiehlt sich, sie jährlich oder zumindest alle zwei Jahre zu variieren. Dies ermöglicht es nicht nur den Schulen, ein breiteres thematisches Spektrum anzubieten, sondern eröffnet auch den Partnern größere Planungsfreiheiten bzw. bindet Ressourcen nicht langfristig an einen Partner und ein Projekt.

Bei Kooperationen mit der Universität ist zu berücksichtigen, dass die Hochschullehrer*innen sich die in diesem Format erbrachten Leistungen nicht auf ihr Lehrdeputat anrechnen können. Von Seiten der Hochschullehrer*innen ist deshalb die Option in Betracht zu ziehen, parallel zum Projekt thematisch ähnlich ausgerichtete Lehrveranstaltungen anzubieten. Dies gäbe zum einen den Schüler*innen die Möglichkeit, den studentischen Alltag kennen zu lernen, wobei sich die Teilnahme an zwei Sitzungen einer Lehrveranstaltung mit der Aufgabe, gemeinsam mit den Studierenden einen Diskussionsbeitrag zu entwickeln, im Rahmen des Denkwerkprojekts als sehr fruchtbar erwiesen hat. Zum anderen besteht so auch die Gelegenheit, Studierende in die Kooperation zu integrieren. Im Denkwerkprojekt übernahmen Studierende in Form von studentischen Hilfskräften eine wichtige Rolle in der Vermittlung grundlegender wissenschaftlicher Arbeitstechniken sowie in der langfristigen Begleitung der Schüler*innen bei der Anwendung dieser Techniken – in diesem Fall der Erforschung und Beschreibung von mittelalterlichen Objekten für eine Ausstellung. Diese Tätigkeit gab ihrerseits wiederum den Studierenden die Chance, bereits während ihres Studiums Erfahrungen im längerfristigen Arbeiten mit Schüler*innen zu gewinnen und in einen Austausch mit Lehrkräften zu kommen.

Fazit

Ging es bislang vor allem um das Design der jeweiligen Kooperationen, um ihre Voraussetzungen, Möglichkeiten und Grenzen, sollen abschließend drei Aspekte in den Vordergrund rücken, die sich aus der Arbeit im Projekt ‚Denkwerk Mittelalter‘, also dem Format des Intensivkurses, ergeben haben. Sie betreffen zum einen die Rahmenbedingungen an den Schulen und der Universität für die

Zusammenarbeit in solchen Projekten und zum anderen den Bedarf universitätsgestützter Weiterbildungsangebote für Lehrer*innen.

Die Rahmenbedingungen an den Schulen für Kooperationen sind grundsätzlich nicht schlecht, da sich die ersten beiden Formate recht einfach in den Schulalltag integrieren lassen. Zumindest in Baden-Württemberg ist dies auch für den Intensivkurs der Fall, wenn er als Seminarkurs oder als AG angeboten und damit auf das Lehrdeputat der Lehrer*innen angerechnet wird. Die größeren Herausforderungen zeigten sich tatsächlich auf Seiten der Schüler*innen. Die Integration einer AG in den straffen Zeitplan von G8 ist nicht einfach. Sicher, die spezifischen Rahmenbedingungen des Projekts ‚Denkwerk Mittelalter‘ mit der räumlichen Distanz von Schulort und außerschulischem Lernort und dem daraus folgenden größeren Zeitbedarf (ein gesamter Nachmittag statt zwei Schulstunden), stellten höhere Anforderungen an das Zeitbudget der Schüler*innen als es ein Projekt vor Ort getan hätte. Gleichwohl dürfte dem Argument der Zusatzbelastung, das interessierte Schüler*innen in unserem Fall anführten, um ihre Nichtteilnahme oder die Nichtfortsetzung ihrer Mitwirkung zu begründen, grundsätzliche Bedeutung zukommen. Die Projekterfahrung zeigt dabei, dass die Teilnahme sich nicht negativ auf die Schulleistungen auswirkte. Teilweise waren sogar positive Entwicklungen zu verzeichnen, wobei nicht untersucht wurde, welchen Anteil die Projektarbeit daran hatte. Wenn man also Formate dieser Art mit verschiedenen fachlichen Schwerpunkten schulbegleitend ermöglichen möchte, ist es notwendig, den Schüler*innen dafür genug Zeit zur Verfügung zu stellen. Nur so kann sich jede*r Schüler*in angesprochen und in der Lage fühlen, an solchen Projekten regelmäßig teilzunehmen. An den Gymnasien eignet sich G9 dafür sehr viel besser als G8. Das sollte bei zukünftigen Diskussionen um die Gestaltung der Schulzeit und -dauer zumindest mitberücksichtigt werden.

Im Fall des Projekts ‚Denkwerk Mittelalter‘ ging die Initiative von der Universität aus. Oftmals aber sind es die Schulen, die Partner suchen. Dies ist gerade mit Blick auf Universitäten schwierig, da nicht klar ist, ob diese überhaupt an einer Kooperation interessiert sind und wenn ja, wer als Ansprechpartner*in fungiert. Die Universitäten könnten diesbezüglich die Rahmenbedingungen deutlich verbessern, indem sie beispielsweise über ihre Schools of Education bzw. Lehrerbildungszentren zentrale Anlaufstellen für interessierte Schulen bieten. Solche Anlaufstellen könnten dann den Kontakt zu interessierten Hochschullehrer*innen bzw. den entsprechenden Einrichtungen herstellen. Damit dies reibungslos geschehen kann, empfiehlt sich seitens der Schools of Education bzw. Lehrerbildungszentren die regelmäßige Abfrage innerhalb des universitären Lehrkörpers, wer an solchen Kooperationen grundsätzliches Interesse hat. In einem nächsten Schritt könnten sie (virtuelle) Räume für solche Kooperationen schaffen, die bei-

spielsweise die Erfahrungen vergangener Projekte bereit halten, digitale Mittel für gemeinsame Projektarbeit zur Verfügung stellen und in denen sich klassische Gruppenarbeit in unterschiedlichen Konstellationen sowie die Begleitforschung zu diesen Vorhaben durchführen lassen. Ob am Ende dieser Entwicklung ein regelmäßiges Angebot seitens der Universität für solche Kooperationen steht und ob diese in die Master-Ausbildung von Lehramtskandidat*innen über ein spezifisches Modul integriert werden, hängt unter anderem wesentlich davon ab, inwieweit dieses zusätzliche Engagement auf das Lehrdeputat der Hochschul-lehrer*innen angerechnet werden kann. Diesen Punkt gilt es an verantwortlicher Stelle konstruktiv zu diskutieren. Lohnenswert sind diese Ziele allemal, zumal sie den Transfer von Wissen aus der Universität in die Gesellschaft ganz erheblich fördern würden.

Der Transfer von spezifischem Wissen und Können zielte im Projekt ‚Denkwerk Mittelalter‘ in erster Linie auf die Schüler*innen, erfolgte aber en passant auch zwischen Museumsleuten, Hochschullehrern, Lehrer*innen und Studierenden. Dabei zeigte sich insbesondere, dass universitäre fachliche Weiterbildungsangebote die bestehenden Möglichkeiten in diesem Bereich sinnvoll ergänzen. Wer könnte besser die Entwicklungen der Forschung vermitteln als diejenigen, die sie betreiben? Wie könnte schneller der Transfer neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse in die Schulen gelingen als durch universitäre Weiterbildungen für Lehrer*innen? Wie ließe sich die gesellschaftliche Relevanz von Grundlagenforschung geeigneter vermitteln als durch den kontinuierlichen Austausch zwischen Universität und Schule? Die notwendigen Rahmenbedingungen dafür zu schaffen, diese große Chance sowohl für Universität wie Schule umsetzbar zu machen, ist eine der zentralen Aufgaben der Kultus- und Wissenschaftsministerien nicht erst in der Zukunft, sondern bereits in der Gegenwart.

Literatur

- Peltzer, Jörg (2016). Lernorte vernetzen – SchülerInnen erlernen (kunst)historisches Arbeiten in Schule, Universität und Museum. In: Fokus Lehrerbildung. Blog der Heidelberg School of Education. <https://hse.hypotheses.org/315> [08.09.2020]
- Peltzer, Jörg (2020). Lernorte verknüpfen. <https://www.hse-heidelberg.de/lernorte-verknuepfen> [05.11.2020]
- Wohnig, Alexander (2016). Kooperationen schaffen! Soziales Engagement und politische Bildung zwischen Schule und außerschulischer Bildungseinrichtung. In: Journal für politische Bildung, 2016 (2), S. 58–64

Autor

Prof. Dr. Jörg Peltzer. Professor für Vergleichende Landesgeschichte in europäischer Perspektive (Schwerpunkt Mittelalter) an der Universität Heidelberg. Forschungsschwerpunkte: Mittel-, Nord- und Westeuropäische Geschichte des hohen und späten Mittelalters
joerg.peltzer@zegk.uni-heidelberg.de